NEWSLETTER 02/2019

+++ Das neue Bauhaus-Museum in Weimar: Wahrnehmungen + DDR-Bauhaus-Erbe im Dokumentationszentrum Eisenhüttenstadt + Lausitzer Glas im Schloss Bad Muskau / Publikation über Wilhelm Wagenfeld und den Unternehmer Karl Mey / Bruno Flierls neues Buch über seine fünf Jahrzehnte Engagements für menschengemäße Architektur in Deutschland Ost + Wortgericht: definitiv +++

www.industrieform-ddr.de
Stroh zu Gold spinnen
GUTES DESIGN

---

100 JAHRE BAUHAUS

Viel Luft nach oben

Das neue Weimarer Bauhaus-Museum: Impressionen vom Pressetag am 4. April

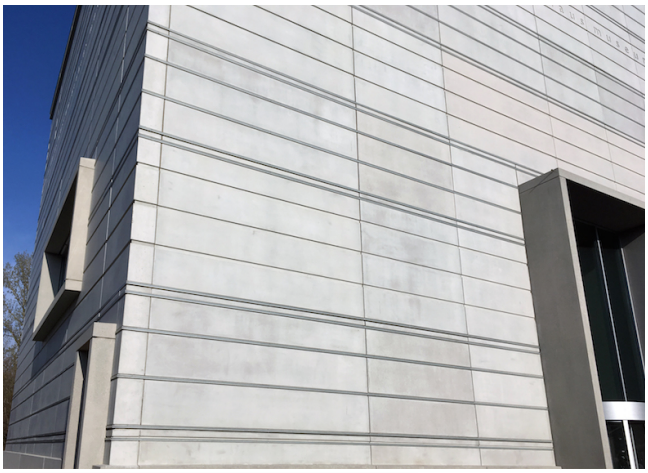
Vor genau 45 Jahren überraschte uns der ungarische Bauingenieur und Architekt Ernö Rubik mit einem genialen Wurf: seinem „Zauberwürfel“ als einer farbenfrohen intellektuellen und charakterlichen Herausforderung, die bis heute, bei allem virtuellen Game-Wahn, nichts von ihrer herausfordernden spielerischen Magie verloren hat. Irgendwie hatte mich der Rubik-Würfel damals sogleich auch ans Bauhaus denken lassen: mit seiner Kunterbuntheit, seinem Anreiz zum Experimentieren und zum Lösungen-Herausfinden, mit seinem Kompositionsreichtum auf dem Weg dahin, verborgen in schlichter Kubus-Gestalt.
Weniger verzaubernd hingegen nun der Quader, mit dem seit April 2019 die Stifter und Schöpfer des neuerrichteten Bauhaus-Museums in Weimar aufwarten (zur Vorstellung der Projekte aller drei neuen Bauhaus-Museen in Weimar, Dessau und Berlin mein Beitrag „Die Kaaba von Weimar“ im Newsletter 04/2016). Ach, hätten die Weimarer doch noch ein wenig mit der Eröffnung gewartet, anstatt so terminversessen hinzuklotzen. Teurer als geplant ist der Bau mit seinen 27 anstatt 22 Millionen Euro Kosten ohnehin geworden, da hätten ihm doch auch die paar sehr nötigen Wochen bis zu seiner wirklichen Vollendung zugebilligt werden können. So aber mussten sich die für den Vortag des offiziellen Einweihungs-Festaktes zur Presseführung eingeladenen Berichterstatter orientierungslos Zugang durch eine erst mühsam überhaupt herauszufindende Bauzaunlücke aufs noch in der Buddelphase befindliche Museums-Vorgelände verschaffen, ehe sie zwischen Arbeitsgerät und hektisch geschäftigen Blaumännern hindurch den offensichtlichen Eingang zum Museum ansteuern konnten. Das vermutlich absichtsvolle Unterlassen einer Wegweisung verhinderte es jedenfalls geschickt, sich bei der Annäherung an das Gebäude etwa einen ersten genaueren Eindruck vom Architektur-Äußeren zu verschaffen, der womöglich Anlass zu konkreten Fragen während der zu erwartenden Pressekonferenz gegeben hätte. Zu denen kam es aus Zeitmangel infolge ausgedehnter Selbstdarstellungen auf dem Podium dann aber sowieso nicht.

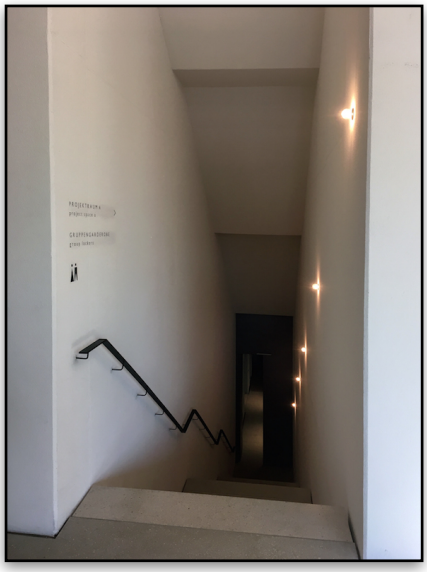
Schließlich im Innern angekommen und dort mit Handgelenkbändchen und Pressematerialien versehen, wollte man sich nun Zugang zum Vortragsraum im Untergeschoss verschaffen. Was wiederum nur etwas mühevoll und mit Sich-durch-Fragen gelang, denn auch hier im Hause kein hilfreiches, sondern mit der Lupe

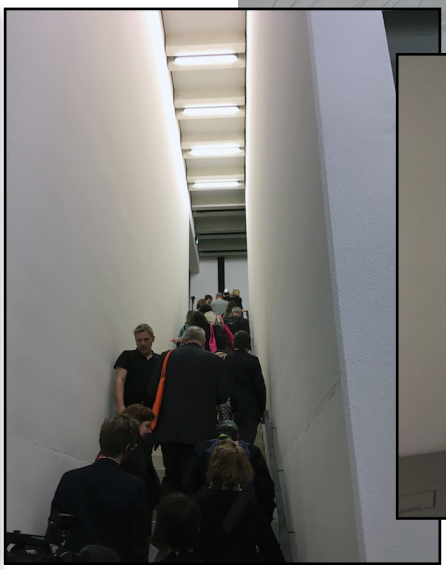
zu suchendes schüchternes Wegeleitsystem und am Ende eine lange, enge und steile Treppe in die Tiefe. Gleichartige von gewaltigen Betonwänden gesäumte Stiegen durchschneiden das gesamte Haus als Zugang zu dessen drei Etagen. Architektin Heike Hanada unten vor den Presseleuten bei der Beschreibung ihres Werkes hierzu*: „Schmale Treppen dienen auch immer wieder dazu, dass man sich auf sich selbst konzentrieren kann, einen gewissen Moment der Ruhe erhält, um dann in den nächsten doppelgeschossigen Luftraum einzutreten. Das ist das Konzept dieses Hauses. Ein modernes fließendes Raumkonzept, wie es erst der Beton erlaubte."* Nun ja. Die gepriesene Ruhe beim in der Realität weniger fließenden Treppengang (nicht jeder kann sich hier bei den hohen Stufen einen flinken Fuß machen) wird spätestens unterbrochen, wenn man es mit durchaus doch wünschenswertem Besucher-Gegenverkehr zu tun bekommt. Dann heißt es sich aneinander vorbei zu quetschen – siehe Bildtafel am Ende des Beitrages.
Beängstigend „fließend", um es milde auszudrücken, an jenem Vorbesichtigungs-Tag auch das Treiben im Hause. Während der in geballten Gruppen durchgeführten Rundgänge waren die Ausstellungs-Aufbauarbeiten noch in vollem, hektischem Gange. Mit Bangen sah man Reporter- und Fotoausrüstungstaschen nur um Haaresbreite an ungeschützten Exponaten vorbeistreifen, entnervte Vitrinen- und Objektverantwortliche versuchten in dem Gedränge, es irgendwie hinzubekommen, ihre Aufgaben fristgemäß und unbeschadet bis zur Ausstellungseröffnung am nächsten Tag zu Ende zu bringen. Auch beobachtete man schon einmal Pressefotografen und Kameraleute, die sich Exponate eigenhändig zurechtrücken, so als wären es Warenhausauslagen. Einen Ausstellungs-Aufbau unter derartig katastrophalen Umständen habe ich in nirgendwo sonst jemals erlebt und kann mir auch kaum vorstellen, dass das Ganze verlustlos vonstatten gegangen sein mag.
Andererseits stieß man neben dem Gewimmel überrascht auch auf rätselhaft leer und luftig erscheinende großzügige Räume. Sie behausen zeitgenössische, mehr oder weniger spektakuläre Licht- und Klang-Kunst-Installationen als feste Bestandteile der Dauerausstellung, die sich auf das Bauhaus als Inspirationsquelle oder als Tabernakel berufen möchten. Beginnend bereits im sich über zwei Geschosshöhen empor streckenden Foyer des Museums: Tomás Saraceno, Raum- und Objektkünstler sowie Atelier-Spinnenzüchter in Berlin, installierte hier hoch oben in filigranem Fadengewirr schwebende Spiegelkörper. Deren verborgen tieferem Sinn widmet sich kurzfassend eine, übrigens manchmal bis an die Grenze zur unfreiwilligen Albernheit selbstlobhudelnde, Museums-Katalogbroschüre der Klassik Stiftung Weimar.
Im ersten Obergeschoss als *„dessen schönstem Raum"*, so Museumsdirektorin Ulrike Bestgen beim Rundgang, *„eine Werkstatt"*. Auch hier wieder viel Luft nach oben, aber wenigstens Tageslichteinfall und einer der raren Fensterausblicke, hinunter zum Weimarhallenpark. Ansonsten Wandschränke, Tische, Stühle und Arbeitsmaterialien für die „Bauhausagenten" – eine sehr eigene Personage-Erfindung des Hauses. An den Wochenenden sollen hier Museumsbesucher *„in offenen Werkstätten Hemmschwellen überspringen und tätig werden"*.
Die zweite Etage widmet sich neben Impressionen zum Thema Bauhausbühne überwiegend dem Interieur des Muche'schen Hauses am Horn, das frisch renoviert nunmehr als eine Art Außenstelle des Museums ebenfalls zu besichtigen ist. Da dessen Original-Küche (wie fast die gesamte Inneneinrichtung) längst nicht mehr an Ort und Stelle existiert, wird nun hier im Museum als fragwürdiges Zitat für die „Küche der modernen Frau" in den Zwanzigerjahren das recht dürftige Fragment einer der berühmten Frankfurter Küchen Margarete Schütte-Lihotzkys bemüht. Was insofern besonders skurril ist, als dass die Schöpferin gegenüber dem Verfasser dieser Zeilen im Jahr 1996 betonte: „Nein, vom Bauhaus habe ich damals 1925 in Frankfurt überhaupt noch nichts gewusst!"
Im dritten Geschoss endlich etwas von dem, was Bauhaus-Museumsbesucher eigentlich vor allem erwarten dürfen: komplexere Einblicke in das gegenständliche Schaffen der Meister und Schüler*innen der Weimarer Jahre zwischen 1919 und 1925, wie sie ähnlich ja schon das bisherige, 1995 eingerichtete „Behelfs"-Museum gegenüber dem Weimarer Nationaltheater unter der Leitung von Michael Siebenbrodt geboten hatte. Die Präsenz der Objekte nun hier, ergänzt durch angedeutete Hommagen an Walter Gropius wie die ihm in Dessau nachfolgenden Bauhausdirektoren Hannes Meyer und Ludwig Mies van der Rohe, zeigt sich in unbefriedigendem, allzu diffusem Licht, bei allem Verständnis für natürlich zu bedenkende konservatorisch/restauratorische Notwendigkeiten. Wo das Haus ansonsten mit künstlerischen Licht- und Leuchteffekten innen wie außen nicht geizt – hier fehlt es leider an Erleuchtung. Oder ist auch das am Ende so gewollt, bewusst zurückhaltend inszeniert? Im Sinne der auf der Pressekonferenz abgegebenen Erklärung des Präsidenten der Weimarer Klassikstiftung Hellmut Seemann, der Weimar endlich deutlicher als Hort der Moderne herausgestellt sehen möchte? *„Es ist ein Glück, dass endlich die Vorstellung, Weimar ist die Weimarer Klassik, überwunden wird"*, unterstrich er, und deshalb auch sei dieses Museum *„vor allem eine Werkstatt"*.
Nun ist aber auch zu befürchten, dass es die tatsächlich bleibt, in einem so allerdings sicher nicht gemeinten Sinne: Kommt womöglich nach dem Hinklotzen des Gebäudes demnächst das Kleckern an der hellen Fassade? Wenn erste Spuren und Schäden durch Witterungs- und Umwelteinflüsse sich hier zeigen, etwa nach Regengüssen und dann besonders unter und neben den auskragenden Fenstergesimsen (eher schon Risaliten), die in ihrer Wucht gleichsam wetteifern mit dem benachbarten Nazi-Gauforums? Und was geschieht im Laufe der Zeit in und mit den jetzt von der Architektin so hochgepriesenen *„24 eingelassenen Betonfugen*

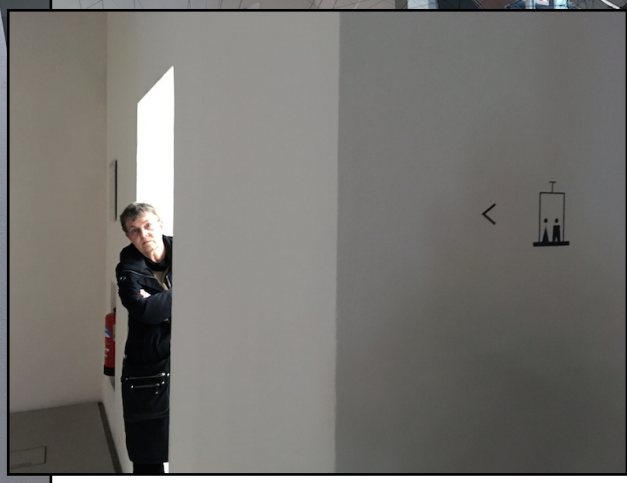
und ihren LED-Lichtlinien, die das Gebäude zum Schweben bringen"? Apropos Schweben: Für das gesamte Haus gibt es einen einzigen (dazu noch nischenhaft versteckten) Fahrstuhl mit nicht gerade üppigem Fassungsvermögen, auch wenn der dank seiner inneren Vollverspiegelung das Gegenteil vorgaukelt. Was wenn...
Übrigens: im Museums-Shop unten neben dem Foyer, so berichtete man mir jetzt (auch dort begann am Vorabend der Eröffnung gerade erst das Auspacken und Einräumen), sollen tatsächlich Zauberwürfel zu haben sein. Mit Weimarer Klassikerköpfen drauf. **Günter Höhne**

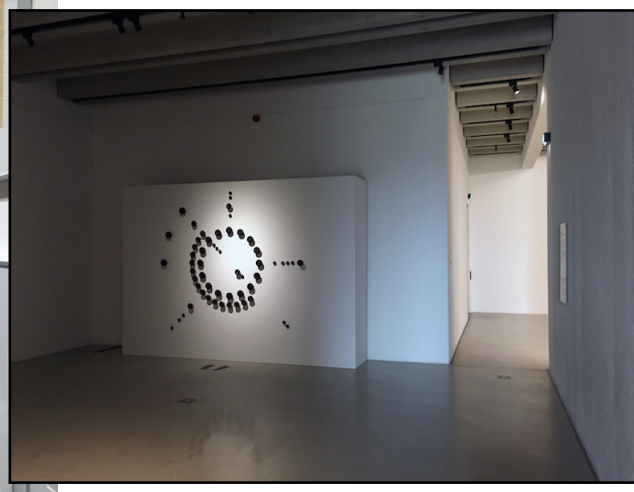
Informationen über Öffnungszeiten und Veranstaltungen: www.weimar.de/bauhaus











REZENSION & ANNOTATION

Wie das Bauhaus auch in der DDR zu Stuhle kam

Eisenhüttenstädter Dokumentationszentrum reflektiert Rezeption des Bauhauses im ostdeutschen Design

Wie auch sehr viel kleinere Museen sich ideenreich und nachhaltig ins Bauhaus-Jubiläumsjahr einzubringen vermögen, zeigt uns seit dem 7. April und noch bis zum Januar 2020 beispielhaft das Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR im brandenburgischen Eisenhüttenstadt (1953 Stalinstadt „getauft“). Es ist dies kein kunst- und designhistorischer Leuchtturm, wie man ihn vielleicht in einer Klassikerstadt erwarten kann, sondern hat seinen Sitz in einer bilderbuchmäßig erhaltenen ehemaligen kleinen Vorschulkindereinrichtung, erbaut in den 1950er Jahren im Stil „der nationalen Tradition“. Ab 1993 gelang es hier – wesentlich auf Initiative des engagierten (West-)Berliner Neuzeithistorikers Andreas Ludwig – schrittweise eine öffentliche Dokumentations- und Museumseinrichtung zu schaffen, die sich mittlerweile längst einen hervorragenden Ruf als sachlich-kritisch ambitionierte und respektable Forschungsstätte zum gesellschaftlichen Leben in der einstigen eigenständigen ostdeutschen Republik erworben hat.

Ihre den Bauhaus-Idealen gewidmete bescheidene wie kenntnisreich-überzeugende derzeitige Ausstellung mit Original-Exponaten wie Möbeln, Haushaltgegenständen, industriellen Gefäßsortimenten, Gebrauchsgrafik oder auch einem Kleinkraftrad gibt Zeugnis davon, wie der progressive schöpferische Geist ehemaliger Bauhäusler im gegenständlichen Alltag der DDR allmählich Sinn und Gestalt mit zu prägen vermochte – oft unter schwierigen kultur- und wirtschaftspolitischen Bedingungen. Behandelt wird dies an zahlenmäßig zwar durchaus überschaubaren Objekten und Dokumenten, aber jedes Exponat steht für Geschichte, nicht nur für seine eigene oft spannende, sondern immer auch für bestimmte Abschnitte in der des Staatswesens DDR.

Die Ausstellung erzählt viel über Biografien und Wirkungskreise von Bauhäuslerinnen und Bauhäuslern sowie deren Schülerinnen und Schülern, die hier im Osten als Produktgestalter und Gebrauchsgrafiker wirkten und oft Dinge schufen, die noch heute als geschätztes Gebrauchsgut in häuslichen Diensten stehen oder sich anderswo nützlich machen. Eine unbedingt sehenswerte und anregende Schau zum Thema „Bauhaus und seine Folgen in Deutschland“.

Mindestens ebenso eindringlich zu empfehlen, weil zudem noch nachhaltiger nutzbar als die Ausstellung selbst, ist der nicht nur großformatige, sondern wirklich großartige Eisenhüttenstädter Katalog dazu. So anschaulich! So tief in Details gehend informativ! Mit solch vielen sorgfältig zusammengetragenen akribisch aufgeführten Quellen- und Zitat-Angaben zum Ausstellungsmotto! Das lautet kurz und knapp „Alltag formen! Bauhaus-Moderne in der DDR“ und umreißt doch unerwartet Vieles an Sehens-, Wissens- und Bedenkenswertem. Also nichts wie hin nach Eisenhüttenstadt. Der Ort als geschlossenes ostdeutsches Bau-Flächendenkmal und sein Dokumentationszentrum Alltagskultur der DDR sind jederzeit eine Reise wert – und jetzt erst recht.

Günter Höhne

Weitere Informationen, auch zum Veranstaltungsprogramm während der Ausstellungsdauer:
www.alltagskultur-ddr.de

Glas in Bestform

Eine Ausstellung im Pückler-Schloss Bad Muskau würdigt die Lausitzer „Werkstatt für Glasgestaltung“ 1950 bis 1968

Glas aus der sächsischen Lausitz war im 20. Jahrhundert als Industrieprodukt ein weltbekannter Güte-Begriff für höchste Form-, Verarbeitungs- und Gebrauchsqualität. Ob als Glühlampenkolben- und Röhrenhersteller oder deutscher Konservenglas-Marktführer, als traditionsreiche Hüttenvereinigung von mund- oder maschinengeblasenem Haushalts- und Zierglas wie auch unzähligen Press- und Schleuderglas-Sortimenten: die Vereinigten Lausitzer Glaswerke (VLG) mit ihrer Firmenzentrale in Weißwasser verkörperten bis zum Ende des II. Weltkrieges neben den Jenaer Glaswerken eines der potentesten „Designzentren“ dieses Industriezweigs in Deutschland. Dieser gute Ruf konnte in Ostsachsen anschließend auch unter dem VEB-Zeichen über den Werkstoren und an den Hüttenfassaden verteidigt und fortgeschrieben werden, ab den 1970er Jahren dann war man auf dem Weltmarkt unter dem schlichten wie prägnanten Namen VEB Kombinat Lausitzer Glas präsent und geschätzt. Nachdem die DDR in Scherben fiel, brauchte es aber nur kurze Zeit, um auch diese all zu lange machtlos hinnehmen müssende ostdeutsche Warenkonkurrenz mit ein paar (Treu-) Handstreichen beiseite zu fegen.

Sowohl in Jena als dann auch und vor allem in Weißwasser war es in den 1930er und 1940er Jahren der ehemalige Bauhäusler Wilhelm Wagenfeld, der im funktional-ästhetischen Niveau der Glassortimente neue Maßstäbe setzte. In Weißwasser ab 1935 Künstlerischer Leiter der VLG, wurde einer seiner engeren Mitarbeiter der Glasgestalter Friedrich Bundtzen. Als Nachfolger Wagenfelds leitete dieser ab 1950 die Entwurfszentrale des Unternehmens unter der Bezeichnung „Werkstatt für Glasgestaltung“. Sie war fast 20 Jahre lang mit ihren um die 10 ständigen oder auch wechselnden Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das kulturelle Herz von Lausitzer Glas, bis dem mit der Kombinatsbildung ab 1969 eine „Zentrale Abteilung Erzeugnisentwicklung“ (ZAE) folgte.

Schon deren Bezeichnung lässt ahnen, wie sich von nun an die Arbeitsschwerpunkte und Ziele der Gestaltungskompetenzen entwickeln sollten. Am Ende, in den 1980er Jahren, war Glas aus der Lausitz überwiegend zur Devisen erwirtschaftenden Billigware geworden und der Einfluss der Gestalterinnen und Gestalter auf die Produktkultur hatte deutlich abgenommen.

Seit Anfang März zeigt nun erstmals eine umfassende, beeindruckende Ausstellung im nach der Wiedervereinigung buchstäblich aus Ruinen auferstandenen Neuen Schloss Muskau im Fürst-Pückler-Park an der Neiße die ganze Pracht der Hinterlassenschaften der einstigen Werkstatt für Glasgestaltung. Ausgangs- und Mittelpunkt sind zahlreiche Schöpfungen zunächst von Wilhelm Wagenfeld, aber besonders dann von Friedrich Bundtzen, umgeben von den industriell oder auch manufakturell produzierten Arbeitsergebnissen etwa eines Dutzend Mitwirkender in der Werkstatt ab 1950, auch später zum Teil noch in der Entwurfsabteilung des Kombinats bis 1990.

Initiiert und kuratiert haben diese überwältigende Schau, auf die Plakate in deutscher und sorbischer Sprache hinweisen, zwei Kenner und Sammler, die am selben Ort bereits drei Vorgänger-Präsentationen vergangenen und heute noch überzeugenden Lausitzer Glasdesigns zustande gebracht haben: „Wilhelm Wagenfeld“ (2012), „Das schönste Glas der Lausitz 1950 bis 1970“ (2014) und „Design für den Alltag – Ankerglaswerk Bernsdorf“ (2016).

Richard Anger, längst im Osten domestizierter und in Hoppegarten bei Berlin ansässiger „Wessi“, ist kenntnisreicher Sammler von herausragend gestaltetem DDR-Design vorwiegend im Wohnbereich und ein leidenschaftlicher Glas-Liebhaber, einst bei Wagenfeld beginnend und sich bis zu Manfred Schäfers Schaffen als Nachfolger Friedrich Bundtzens in Weißwasser erstreckend. Mit ihm hat er noch kurz vor dessen Tod 2017 ein hochinteressantes Interview geführt, das im Katalog der Ausstellung nachzulesen ist. Zweiter Kura-

tor und Leihgeber ist der namhafte Cottbuser Kulturhistoriker, Museologe, Buchautor und Glasexperte Siegfried Kohlschmidt, der u.a. auch die Ständige Ausstellung zu Leben und Werk der Fürsten Pückler im Neuen Schloss Muskau einrichtete.
Ein Glück, dass es die beiden gibt und sie so fabelhaft „miteinander können". Und dass die heutigen Muskauer Schlossherren, die Stiftung „Fürst-Pückler-Park Bad Muskau", ihre Türen offen gehalten haben auch für deren erneute Glas-Ausstellung. Diese präsentiert übrigens nicht nur rund 500 vortrefflich ins Licht gesetzte Vitrinen-Exponate, sondern auch eine Menge an Informationen und Dokumenten zur Geschichte der Werkstatt für Glasgestaltung, besonders hervorzuheben darunter die zum Teil erstmalige Namhaftmachung von Gestalterinnen und Gestaltern in Zuordnung zu ihren Werken. Was zum Glück auch in dem vorzüglichen umfangreichen farbigen Katalog zur Ausstellung Niederschlag gefunden hat, der somit Sammlern von Ost-Glas von nun an unschätzbare Dienste erweisen dürfte.

Apropos Exponate: Zur Ausstellungseröffnung anwesend und deutlich beglückt waren auch Vertreterinnen und Vertreter des Glasmuseums Weißwasser, das als weiterer Leihgeber zur Opulenz dieser einmaligen Muskauer Glas-Parade durchaus mit beigetragen hat. Allerdings wohl auch mit einer Träne im Knopfloch. Zwar umfasst der Bestand der Objekte und Dokumente des 1993 auf Initiative der Stadtverordnetenversammlung gegründeten Fördervereins Glasmuseum Weißwasser e. V. und seines ein Jahr später in einer ehemaligen Unternehmervilla eröffneten Museums nach eigenen Angaben über 60.000 Exponate, aber die recht beschränkten Räumlichkeiten des Hauses lassen ähnlich großzügig und optimal konzipierte Dauer- und Sonderausstellungen leider nicht zu, wie sie das Schloss Bad Muskau mit seiner Glas-Ausstellungskultur nun bereits wiederholt präsentieren kann. Nur ist eben dieses Schloss kein Glasmuseum und will auch keines werden.
Der Traditionsort dafür, Herz und Seele für die Bewahrung des industriellen Kulturerbes Lausitzer Glas, ist Weißwasser, und es wäre längst fällig gewesen, dass sich hier neben den Stadtvätern und dem immer älter und absehbar nicht entscheidend größer werdenden Kreis der nach wie vor hoch motivierten Vereinsaktivisten auch die Regierung des Freistaates Sachsen engagiert. Nicht nur mit freundlichen Worten der Anerkennung (an denen es bisher auch fehlt), sondern zum Beispiel mit einer dem Genius Loci angemessenen Museumsneubau-Initiative. Wann, wenn nicht jetzt.
Ein echtes „Industriemuseum Lausitzer Glas" in Weißwasser wäre nicht nur sowieso eine historisch und womöglich auch architektonisch bedeutsame weitere Attraktion in der sächsischen Museumslandschaft und darüber hinaus ein potenter Beitrag zur Wirtschafts- und Tourismusförderung in der Region. Nie aber standen die Zeichen einer Realisierung je so günstig wie heute, da gerade auch in der Lausitz sich mit dem geforderten Energiewandel große wirtschaftlich, sozial und kulturell herausfordernde Umbrüche in der Industrie- und Umweltgestaltung abzeichnen – mit einmalig realistischen Aussichten auch auf die für ein solches Projekt benötigten Bundes- und Landesmitteln. Dazu bedarf es keines Blickes in die berühmte Glaskugel.

Günter Höhne

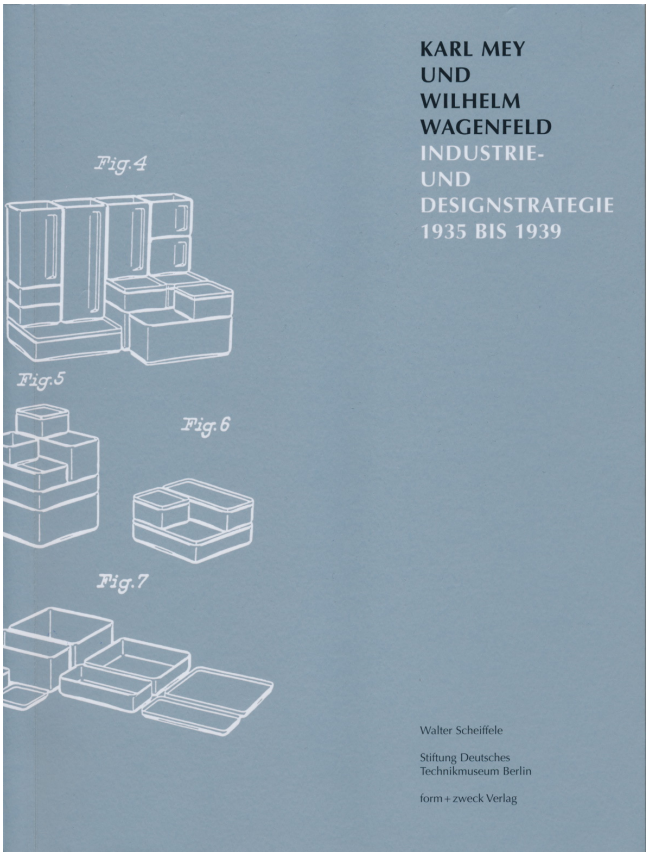
Designzentrum WERKSTATT FÜR GLASGESTALTUNG WEISSWASSER
Friedrich Bundtzen und seine Mitarbeiter
Ausstellung im Neuen Schloss Bad Muskau vom 8. März bis 12. Mai 2019
Öffnungszeiten:
Der gleichnamige Katalog ist für € 15,- in der Ausstellung erhältlich oder auch auf Anfrage unter richardanger2@aol.de

Glas und mehr in Buchform

Ein Werk über Wilhelm Wagenfeld und den Unternehmer Karl Mey

Wie gerufen erschienen ist hinsichtlich der aktuellen Lausitzer-Glas-Ausstellung in Bad Muskau soeben ein weiteres Buch des exzellenten Berliner Bauhaus-Historikers, Wagenfeld-Kenners und -Autors sowie Chronisten Jenaer und Lausitzer Glastraditionen Walter Scheiffele. Er beleuchtet mit der von der Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin herausgegebenen Schrift „Karl Mey und Wilhelm Wagenfeld“ ein so tiefgehend bislang noch nicht publiziertes, sehr aufschlussreiches spezielles Kapitel „Industrie- und Designstrategie 1935 bis 1939“, so der Untertitel. Und dies, wie übrigens in allen Scheiffele- Veröffentlichungen, wissenschaftlich penibel recherchiert und plastisch-eindrucksvoll erzählt.

Karl Mey war AEG-, Osram- und Telefunken-Direktor und als visionärer Ausnahme-Industrieller seiner Zeit derjenige, der ganz entscheidend Wagenfelds Karriere nicht nur als Industriedesigner, sondern auch als Design- und Betriebsorganisator beeinflusste und förderte, auch schützte, wenn es nötig und möglich war im Dritten Reich. Mit der Thematik hatte sich der Autor schon vor 15 Jahren einmal befasst, beschränkt allerdings damals allein auf das Zusammenwirken von Wagenfeld und Mey bei den Vereinigten Lausitzer Glaswerken. Dorthin war Mey aber erst von der AEG her gekommen, bei der er ab 1909 Leiter der Berliner Glühlampenfabrik war, die nach 1919 vom Osram-Konzern mitregiert wurde. Und Osram wie bereits vor dem I. Weltkrieg die AEG ließen ihre Glühlampenkolben in der Oberlausitz produzieren, in den Vereinigten Lausitzer Glashüttenwerken und späteren VLG. Die standen Mitte der 1930er Jahre in Karl Meys Funktion als Aufsichtsratsmitglied unter seiner Regie.



Im jetzt von Walter Scheiffele vorgelegten Buch kann nun erstmals auch die Rolle Meys zunächst als Direktor bei der AEG wie später auch in seinem Agieren als unternehmerisch-logisch, ethisch und ästhetisch-ambitionierter streitbarer Vorstandsvorsitzender der VLG nachvollzogen werden – und was dies alles letztendlich mit Wagenfelds erfolgreichem Wirken zwischen 1935 und 1939 als angewandter Künstler (zudem vom bei den Nazis verfemten Bauhaus kommend!) zu tun hatte.

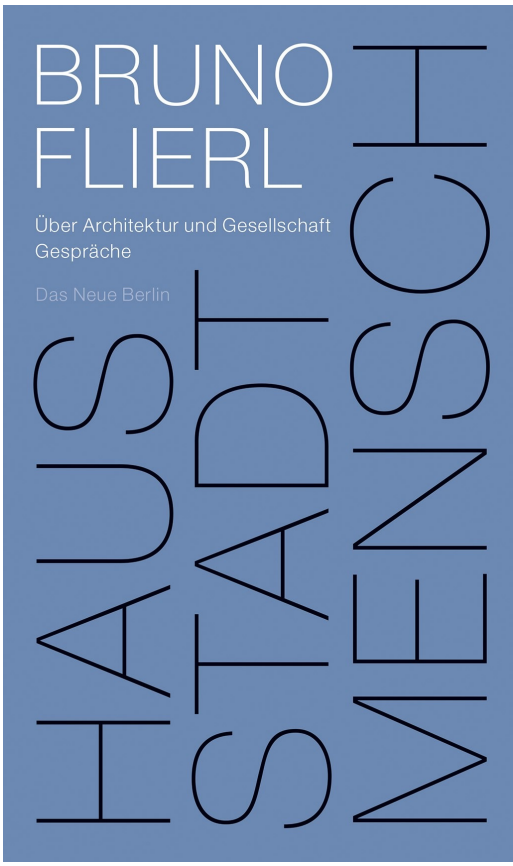
Ermöglicht wurde diese, wie nun zu erkennen ist, durchaus erforderliche „Nacharbeit“ in Sachen Karl Meys Woher und Wohin und dessen Affinität zum Schaffen Wilhelm Wagenfelds erst durch die Übergabe des Familienarchivs Mey an das Deutsche Technikmuseum Berlin im Jahr 2008. Klar, dass ein Designgeschichtsspürhund wie Scheiffele hier sofort wieder die Fährte aufnahm. Und was er uns nun präsentiert, ist einmal mehr ein Kabinettstück profunder Sachliteratur und eben nicht purer „Designliteratur“, von der es wahrlich ausreichend gibt, darunter hundertfach Wiederholtes und viel Oberflächliches.

Der Autor leistet mit seinem neuen Buch nicht allein einen erhellenden Einblick in Unternehmens- und Produktentwurfsprozesse einer spannenden (und lehrreichen!) Epoche tiefster gesellschaftlicher und industrieller Umbrüche, sondern könnte mit der Lektüre vielleicht sogar dazu beitragen, ein heute in vielen deutschen Firmen noch allzu oft vernachlässigtes Selbstbewusstsein für unternehmerische Designstrategie und permanentes Designmanagement zu schärfen. An verbreiteter Wurschtigkeit und Ignoranz scheiternde Designerinnen und Designer wüssten ja darüber zahlreiche Klagelieder anzustimmen. Doch könnte denen mit diesem Buch nun womöglich Hilfe zuteil werden: Denn es ist nicht nur ein kluges, überzeugend, spannend und motivierend erzähltes, sondern überdies ein außergewöhnlich gut gestaltetes. Eine nützliche und auch noch etwas hermachende Lektüre – so recht geeignet als buchstäblich glänzendes Präsent aus der Hand von Gestalterinnen und Gestaltern für potenzielle, aber noch nicht aufgeschlossene Design-Auftraggeber. Warum nicht etwa zum bevorstehenden Tag der Arbeit am 1. Mai. Die lächerlichen 18 Euro für diese edle, auch noch toll illustrierte und wie ganz nebenbei obendrein aufklärerische Gabe wären gut angelegt. **G. Höhne**

Walter Scheiffele: KARL MEY UND WILHELM WAGENFELD. Industrie- und Designstrategie 1935 bis 1939. Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin und form+zweck Verlag, Berlin 2019. ISBN 978-3-935053-92-1; 18,- Euro

Exkurse über Bau- und Streitkultur

Bruno Flierl im Gespräch: Bilanz eines Streiters für menschengemäße Architektur



Unlängst beging der dienstälteste und honorabelste unter den zeitgenössischen deutschen Architekturtheoretikern und -kritikern, zuhause unweit des Frankfurter Tors in Berlin-Lichtenberg, seinen 92. Geburtstag. „Beging“ ist freilich leichthin gesagt, denn das Gehen ist Bruno Flierl nach einem kürzlich erlittenen häuslichen Malheur zurzeit nur mit sanitärtechnischer Hilfe recht und schlecht möglich. Blendend wie eh und je aber laufen glücklicherweise seine Gedankengänge durch Zeit und Raum. Wer am 5. März der öffentlichen Vorstellung des jüngsten Buches dieses „Architexters“ (wie Bruno Flierl sich selbst bezeichnet) beiwohnen konnte, sah und hörte hier seine Erwartungen wieder einmal mehr vollkommen gestillt. Das Buch heißt „Haus Stadt Mensch“, ist im Verlag Das Neue Berlin erschienen, und die Veranstaltung fand im überfüllten Raum des legendären Cafés Sibylle in der Berliner Karl-Marx-Allee statt. Aus der vorgedachten guten Stunde hier wurden schließlich deren sehr gute zwei, ungemein anregende und im doppelten Wortsinn auch unterhaltsame. Auf dem Podium hatte neben Verleger Frank Schumann und Bruno Flierl als Dritter der Berliner Stadtplaner und Stadtsoziologe Bernd Hunger Platz genommen, als Flierls Zunftbruder und hier nun Stichwortgeber und Gesprächsführer. Das Publikum: viele langjährige Wegbegleiterinnen und -begleiter des Buchautors, eine imponierende Versammlung von Kennerschaft, auch von Mitwissern und Mitwirkenden aus der vornehmlich Berliner Architekten- und Städtebau-Szene von heute und gestern. Am Ende der Buchvorstellung und Befragungen von Autor und Verleger dann geduldiges Schlangestehen fürs Signieren des druckfrischen reich illustrierten Paperbacks.

Wobei die Rollenverteilung, was das Zustandekommen dieses Buches betrifft, so strikt gar nicht zu trennen ist. Der Verleger übte hier nämlich durchaus auch Mitautorfunktion aus. Wenn der Untertitel besagt, hier lägen uns gesammelte „Gespräche über Architektur und Gesellschaft“ mit Bruno Flierl vor, so versteckt sich hinter dieser bescheidenen Annotation ein gar nicht geringes Maß an schöpferischer Mitwirkung seitens Frank Schumanns: Was hier auf rund 280 Seiten in „ein Gespräch“ geronnen ist, speist sich nämlich aus mehreren über Jahre hinweg zwischen ihm und Bruno Flierl geführten Unterhaltungen und ist nun deren „konzentriertes Resultat“, wie es in der Vorbemerkung des Verlegers zum Buch heißt.

Gerade dies macht den besonderen Reiz des neuesten Flierl-Werkes aus: Hier fragt sich ein „Nicht-Fachmann“, jedoch lebenserfahrener Vollblutjournalist wie Schumann hinein in das Leben, Denken und Arbeiten eines unermüdlichen, aber nicht selten auch sehr bewusst von Entscheidern ungehörten, ignorierten Streiters für verantwortungsvolles, soziales und kulturvolles gesellschaftliches Planen und Bauen von Menschenquartieren. Aus Frage und Antwort entspinnt sich so im Buch immer mehr ein Dialog, und zwar eben kein theoretischer Fachdiskurs, sondern eine anregende, oft spannende und immer auch für Laien verständliche und dabei geschliffene Lektüre allererster Güte. Die zehn Kapitelüberschriften sprechen für sich:

Wie wird man, was man ist? / Stadtplanung und Städtebau in der DDR und der Umgang mit ihrem Erbe heute / Mitte der Stadt: Berlin / Schloss – Palast der Republik – Humboldt-Forum / Hochhäuser in der Stadt / Industrieller Wohnungsbau – alles nur „Platte“? / Architektur und Bildende Kunst / Auftraggeber und Architekt / Sei weise und halte dich zurück / Geschichtsbewusstsein und Selbstbewusstsein.

Es ist dies bekanntlich nicht das erste schriftliche umfassende Werk Bruno Flierls, mit dem er sich (neben den unzähligen anderen jahrzehntelangen aktiven und konstruktiven Einmischungen in Planungen und Vorgänge des Bauens und Gestaltens) übergreifend und differenziert streitbar verhält zur Verantwortung von Politik, Zivilgesellschaft und Baukultur. Dieses könnte aber möglicherweise nunmehr sein letztes sein, das auf so hochkonzentrierte und überaus anschauliche Weise die vielzitierten „breitesten Kreise“ erreicht. Als Vermächtnis – nicht im Sinne einer Hinterlassenschaft, sondern als gesellschaftliche wie individuelle Orientierung: bei der Suche nach Antworten und Alternativen auf so vieles, was derzeit schiefläuft und schräg und allzu hoch gestapelt wird in unserer gebauten Umwelt, die immer weniger eine wahrhaftig auch Unsrige zu werden droht.

G. Höhne

Bruno Flierl: HAUS STADT MENSCH. Über Architektur und Gesellschaft. Gespräche mit Frank Schumann. Verlag Das Neue Berlin 2019. ISBN 978-3-360-01343-9; 19,99 Euro

Zum allerletzten Schluss:

Günter Höhnes WORTGERICHT: *definitiv*

Nein es reicht schon längst nicht mehr aus zu sagen: „ja“ oder „richtig“ oder „so ist es“ und auch nicht mehr das schon zur Volksmaulseuche gewordene „genau“, um in einem Gespräch, Interview oder monologisierend sich selbst etwas zu bestätigen. Irgendwie ist all das wohl aber immer noch nicht überzeugend genug. Wenig verwunderlich bei den zunehmenden Falschmünzereien, die uns heutzutage als glaubwürdig in die Jackentasche gehauen werden. Also meldet sich seit geraumer Zeit eine neue, vermeintlich durchschlagendere und dazu intellektueller daherkommende Untermauerung von Wahrheitsgehalt zu Wort: „definitiv!“. Mit bekräftigendem Augenaufschlag vorgetragen von achtzehnjährigen Profifußballknaben wie von Wissenschaftskoryphäen oder ihren Alterssitz in Parteizentralen und auf Bundestagsschaukelstühlen genießenden Berufspolitikern. Achten Sie mal darauf.

Und was bringt es, dass ich mich darüber und über manch Anderes sonst noch hier im Wortgericht mokiere? Nichts. Resigniert lege ich mit dem heutigen Tag mein Mandat als Vertreter der Anklage im Wortgerichtssaal nieder und konzentriere mich fortan ausschließlich nur noch auf die Newsletterei. Definitiv.

Redaktionsschluss dieses Newsletters: 14. April 2019; Text- u. Foto-Copyrights: Günter Höhne. Zuschriften gern an: g.hoehne@industrieform-ddr.de